Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Schweizerische Literatur (Roman und Novelle) [Schluss]
Autor: M.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575918

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

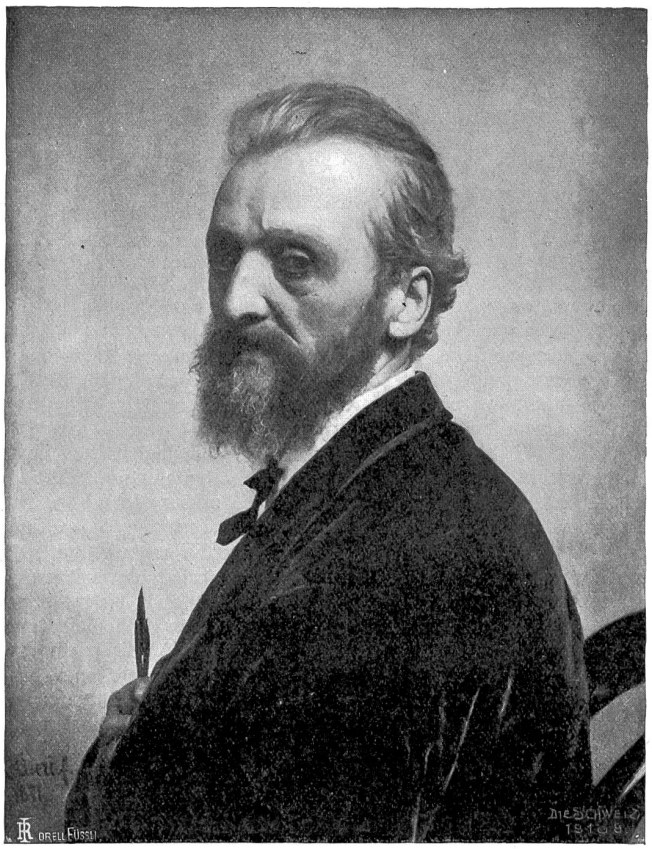
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nur tiefes religiöses Empfinden und Erleben konnte hier den Pinsel führen. „Josephs Traum", „Christus und seine Mutter", „Der verkaufte Joseph", „Josephs Gewand wird Jakob gezeigt" sind schöne Bilder, die aber weniger original wirken und vom Künstler mehr äußerlich behandelt wurden.

Aus der Profankunst seien nur sein „Buondelmonte vor Frau Donati, um die Hand ihrer Tochter zu erbitten", „Das wiedererstandene Italien", das Familienbild der Bianchini, „Giano della Bella", „Abälard und Heloise" genannt, unter den ältern (1841) etwa noch „Karl V., Tizian den Pinsel aufhebend". Zu Florenz in der Akademie, in der Kirche Santa Felicita, Sacro Cuore, delle Grazie und in der israelitischen Universität, zu St. Petersburg, Rom, Jerusalem und über dem Meere haben wir seine andern Werke zu suchen.

Ciseri ist seinem Schaffen nach Italiener und Katholik. Er gehört zweifellos einer vergangenen, wenn auch uns noch nahen Kunstepoche an. Seine Kunst ist die romantische, durch klassische Eindrücke gemäßigt, was mit seiner ganzen Geistesrichtung zusammenhängt. Die persönliche Art ist unverkennbar, und die individuelle Eigenart verleugnet er bei aller Hochachtung vor dem Hergebrachten keinen Augenblick. Die religiöse Malerei der Schweiz muß ihn als einen ihrer ersten Meister betrachten.

Persönlich wissen wir wenig von ihm. Da er von früher Jugend her an Florenz gebunden und zu Reisen wenig aufgelegt war, blieb sein äußeres Leben ohne Ereignisse. 1865 eröffnete er seine Privatmalerschule in Florenz, 1868 wurde er zum Aufsichtsrat der schönen Künste ernannt, und eine Zeit lang leitete er die Kunstakademie, saß auch im Stadtrat, was nach italienischem Recht dem Ausländer möglich ist. Ausstellungen beschickte er ungern, und seine Stellung erlaubte es ihm, Aufträge für Bilder, die materiell mehr als künstlerisch interessierten, ruhig abzuweisen. Aus persönlicher Bekanntschaft schildert ihn Hardmeyer als anspruchslos und bescheiden. Sein Tessin und sein Ronco vergaß er nie. Jährlich im Herbst, zur Zeit der Weinernte, weilte er im elterlichen Hause, und als die Regierung seines Heimatkantons ihn zur Beteiligung an der Neuordnung des Zeichenunterrichtes aufforderte, nahm er an den Kommissionssitzungen lebhaften und tätigen Anteil. Der hohe Stand des vom Bund reichlich subventionierten Zeichenunterrichts, von dem die jährlichen Schulausstellungen dort zeugen, ist wesentlich sein Werk. Von der Mission der Kunst hatte der stille Mann eine hohe Auffassung. Zumal die religiöse Kunst war ihm teuer: „Die heilige Geschichte bleibt in alle Jahrhunderte hinaus," meinte er, „die profane ändert sich mit den Zeiten." Ohne sein Vorwissen stellten die Florentiner seine „Makkabäer" auf der Wiener Weltausstellung aus: sie erhielten die Goldene Medaille erster Klasse. 1856 verheiratete sich Ciseri mit der Florentinerin Cesira Bianchini. Ein Sohn und drei Töchter entsprossen der Ehe. Die künstlerische Begabung scheint nicht auf sie übergegangen zu sein. In Locarno lebt noch ein Neffe, der Pretore (Bezirkseinzelrichter) des Bezirks Locarno. Als ich ihn aufsuchte, brach er gerade nach Ronco auf; es war der Vorabend des San Giuseppe (19. März), den die Familie nach alter Sitte im elterlichen Landhause verbringen wollte. Wir saßen um ein Kaminfeuer, und man zeigte mir in liebenswürdiger Weise alles Sehenswerte. Dann trat ich auf die Terrasse hinaus und überschaute noch einmal das Land. Wie deutlich fühlbar ist der große Einfluß dieser Natur auf die Künstler unseres Tessin! Gewiß, sie schafft nicht das Talent, aber sie hilft es bilden und reifen, indem sie es höher hebt und veredelt ... Im Westen sank die Sonne und mahnte an die Vergänglichkeit auch des Schönen. Und doch ist etwas Unvergängliches in großer Kunst. Um dieses Ewigkeitsgehaltes willen haben wir das Blatt der Vergangenheit, für die Leser der „Schweiz" es zurückwendend, nochmals aufgeschlagen ...



Antonio Ciseri (1821–1891). **Selbstbildnis (1871).**
Original in den Uffizien zu Florenz.

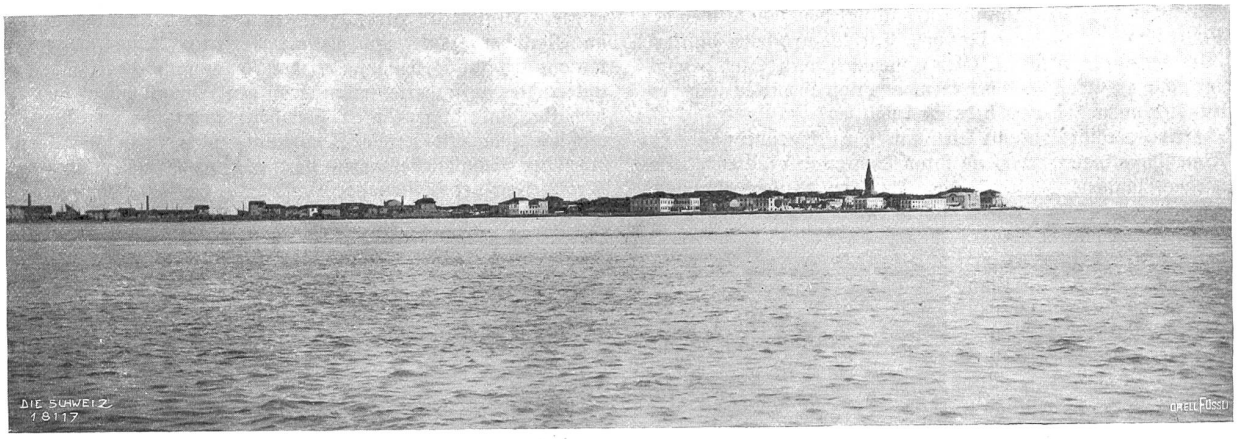
Ed. Platzhoff-Lejeune, Lugano-Viganello.

Schweizerische Literatur (Roman und Novelle).

(Schluß).

Neben unserm neuen schweizerischen Meistererzähler Heinrich Federer hat der diesjährige Büchermarkt noch ein paar neue Namen aufzuweisen; es handelt sich aber bei diesen andern zumeist weniger um literarische Potenzen als um wackere Leute, die etwas Gutes, Gesundes, Nachdenksames, vielleicht auch etwas menschlich Bedeutendes zu sagen haben und sich zu solcher Aussprache — dem Zuge der Zeit folgend — die Romanform erwählten. Obenan steht da der seltsame geistliche Roman*) eines unter dem Pseudonym Eugen Artho sich verbergenden Schweizers. Das sehr vornehm, beinahe feierlich ausgestattete Buch trägt den bezeichnenden Titel „Et exspecto ..." (Und ich warte ...), und wer den Roman gelesen, weiß, daß der Verfasser in diesen Titel sowohl den Ton der Sehnsucht wie der freudigen Zuversicht legt. Wie ein junger katholischer Priester voll religiösen Feuereifers und heißen Wahrheitsdranges unter dem Eindruck von Swedenborgs, des nordischen Mystikers Schriften sich von seiner einst innig verehrten Kirche abwendet und zum Mitbegründer einer Swedenborgischen Gemeinde wird, zum seligen und begei-

*) Eugen Artho. Et exspecto ... Zürich, H. Bachmann-Gruner, 1911.



Gesamtansicht des in den Lagunen gelegenen Fischerstädtchens **Grado.**

sternden Lehrer an der Neuen Kirche, wird in anschaulicher, besonders die religiösen Fragen eindringlich behandelnder Weise erzählt. Literarische Ansprüche macht dieses aus einem großen Herzensbedürfnis heraus entstandene, übrigens seine Tendenz offen, vornehm und liebevoll vertretende Buch nicht; aber kein religiös organisierter Mensch, kein Gottsucher wird es ohne Anregung aus der Hand legen, und manchem kann es zu einer Art Erleuchtung werden.

Ebenfalls im Boden religiöser Fragen wurzelt der Roman des Pfarrers von Lützelflüh, Ernst Marti, „Zwei Häuser, zwei Welten, eine Erzählung aus den Kämpfen um die Glaubensfreiheit“ *). Die Geschichte einer Emmentaler Täuferfamilie aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ihre Konflikte und Heimsuchungen, wird mit genauer Kenntnis und liebevoller Erfassung des Wesens dieser Sekte und mit guter historischer Orientierung etwas umständlich erzählt. Die Handlung wird durch eine tragisch ausgehende Liebesgeschichte nur locker zusammengehalten, auf Spiegelung des Zeitkolorits in Sprache und Stimmung verzichtet der Verfasser, die Technik ist unbeholfen, die Charakterisierung nicht immer tief; aber manch treffende Beobachtung fällt auf, manch gut geschautes und auch poetisch erfaßtes Bild, und die treue Wiedergabe der Landschaft und vieler alter Volksbräuche verleiht dem Buche einen volkskundlichen Wert, den man nicht unterschätzen darf.

*) Frauenfeld, Huber & Co., 1911.

Wiederum eine Darstellung oder fast schon mehr eine im Hinblick auf gewisse städtische Zustände tendenziöse Verherrlichung emmentalischen Wesens will der Roman von Rudolf Trabold „Zwei Dächer“ *) geben. Mit einer stark realistischen, psychologisch interessanten und künstlerisch gut abgewogenen Erzählung, „Heiris bedeutsame Wanderschaft“, war der in Straßburg lebende Berner in diesem Jahrgang unserer Zeitschrift vertreten **). Sein erstes Buch — der Roman erschien zuerst im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ — hält nicht ganz, was man nach jener Skizze hätte erwarten dürfen. Zwar zeugt auch dieser Roman von des Autors guter Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft; aber die Darstellung ist doch recht weitschweifig, die Tendenz mehr aufdringlich als überzeugend, und das Ganze entbehrt jener Fülle und Konzentration, die wir von einem Kunstwerk verlangen. Auch die mit vielen berndeutschen Ausdrücken durchspickte Sprache kann nicht eben befriedigen, da die Idiotismen ihr Dasein weniger einer innern Notwendigkeit oder künstlerischer Ueberlegung zu verdanken scheinen als der etwas naiven, bei dem im Ausland lebenden Schweizer übrigens begreiflichen Freude an mundartlichen Eigentümlichkeiten.

Ganz auf das Sachliche, das Stoffliche abgestellt ist die teilweise der Wirklichkeit nachgebildete Erzählung von Otto Zoller: „Janpeter Bruns Abenteuer in den Tessiner und Graubündner Bergen“ ***). Was wir von der literarischen Seite des Buches zu halten haben, verrät schon — unbewußt — der Begleitzettel des Verlags, der mit Nachdruck auf des Autors Eigenschaft als alt Nationalrat hinweist und die herzerfrischende Versicherung gibt, daß man sich in dem Buche nicht „durch landschaftliche und psychologische Stimmungsmalerei hindurchplagen müsse“. Das stimmt; dagegen enthält die Erzählung, die gewiß nicht lite-

*) Bern, A. Francke, 1911.
**) S. 145 ff. 165 ff. 188 ff.
***) Zürich, Orell Füßli, 1911.

Motiv aus Grado.

rarisch sein will, eine ganz ungeheure Stofffülle, die besonders jungen Leuten zusagen wird. Alle Entzücken der Knabenwelt werden da ausgebreitet, vom Torpedo zum Luftballon, vom Vetterligewehr bis zur Dynamitbombe; die Geheimnisse des Schmugglerhandwerkes, der Camorra, der Anarchisten und Hochstapler werden entrollt, ein bißchen Hochgebirgs-Robinsonade wird gebracht, ungemein viel Heldenmut und Todesgefahr, ein wenig Liebe und etwelche Belehrung — kurz, alles, was ein Knabenherz erfreuen kann, und da diese Dinge auf einem gut schweizerischen Untergrund sich abspielen und ohne den Hokuspokus Karl May'scher Schriften vorgebracht werden, kann man das Buch rückhaltslos empfehlen. Ebenfalls jenseits des Literarischen liegt das im selben Verlag erschienene Buch von Adolf Muschg „Perlensucher", nur daß dort die Geschichte weniger im Tatsächlichen als in einer Tendenz wurzelt, die ja an sich ganz gesund sein mag.

Das sind die neuen Namen. Aber auch unsere bekannten Dichter, unsere Meister sind nicht stumm geblieben heuer. Vor allem ist wieder ein neues Buch von Ernst Zahn zu verzeichnen. Wenn diese Besprechung zu unsern Lesern gelangt, sind schon einige Wochen über das Erscheinen der „Frauen von Tannö" gegangen. Das heißt wohl soviel wie: die meisten von ihnen werden das Buch bereits in Händen haben und lange schon mit leidenschaftlicher Teilnahme die seltsamen Schicksale der von der Bluterkrankheit heimgesuchten Dorfschaft verfolgt haben, die Zahn mit der bekannten Meisterschaft seines zwingenden Stiles so lebendig und eindrücklich vor uns stellt. Und wir brauchen kaum mehr darauf aufmerksam zu machen, daß der Dichter in seinem neuesten Roman nicht bloß einen exceptionellen interessanten Fall darstellen, sondern daß er weit über das Einzelschicksal des Bündnerdorfes hinausweisen will, ins allgemein Menschliche hinein, daß er Fragen berührt, die jeden Augenblick und für jeden aktuell werden können, die allgemein sind und zeitlos wie das Problem des urewigen Kampfes „zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden". Und in dieser weit zielenden Problemstellung ins Universelle und menschlich Lebendige hinein liegt die eigenartige Bedeutung der „Frauen von Tannö" *).

Eine große Erzählung schenkt uns diesmal auch Meinrad Lienert **). Man könnte sie Roman nennen, da sie ihre Helden über das Kindesalter hinaus ins ernste Leben geleitet; aber das Wort Roman will uns nicht recht in die Feder, wenn wir von Lienert schreiben, auch nicht, wenn es sich wie im „Hochmutsnärrchen" um eine Geschichte handelt, die der romantischen und vielleicht auch — äußerlich genommen — der romanhaften Motive nicht entbehrt. Es ist, als ob man eines jener zarten, leichtbewegten Bergpflänzlein, als ob man eine Soldanelle in einen großblumigen Majolikatopf pflanzen wollte, wenn man dieser feinen, von hundert Sonnenlichtern durchspielten Erzählung den schwerfälligen Namen mit seinem altväterischen Prunk und seinem eigentlich schon recht diskreditierten Nebengeschmack anhängen wollte. Lienerts „Hochmutsnärrchen" ist kein Roman, ist einfach eine Dichtung, die uns trotz aller Lebenswahrheit im einzelnen, besonders im Psychologischen, nie ganz aus dem Reiche des schönen Spiels entläßt, auch dann nicht, wenn in diese im Einsiedeln des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts spielende Geschichte die innerschweizerischen Verzweiflungskämpfe recht lebendig und wichtig hineingreifen, wenn es auf Tod und Leben geht und auch der seltsamen Liebe des so heillos stolzen und so heillos demütigen Einsiedlermädchens ein tragisches Ende droht — man kommt doch nie ganz aufs harte Erdreich herunter, und an bitterböse Tragik kann man nie recht glauben, es ist, als ob man auch in den bedrohlichsten Momenten das fröhliche Lachen vorausahnte, in das dieses goldige Buch ausklingt.

Von furchtbarster Tragik gefüllt bis zum Rande erscheint dagegen Johannes Jegerlehners neuester Roman „Marignano" *). Seit Ferdinand Hodler seine gewaltigen Fresken gemalt, bedeutet der Name Marignano für einen Künstler keine kleine Verpflichtung; aber Jegerlehner ist ihr nachgekommen, restlos. Nicht etwa als ob er nach Hodler gearbeitet hätte, vielmehr hat er wie jener Große aus innigem Verstehen unserer Schweizerart heraus, mit intuitiver Erkenntnis jener fernen Zeiten das große Ereignis erfaßt und mit erstaunlich sicherem künstlerischem Instinkt gestaltet. Ob Jegerlehner von Hodler inspiriert wurde, wer möchte es entscheiden? Aber sicher ist, man traut ihm zu, daß er auch ohne den andern auf diesen Stoff verfallen wäre und ihn gerade so gestaltet hätte, wie er es nun getan, auch wenn die Fresken im Landesmuseum nicht existierten. Wenigstens gibt es in der ganzen grandiosen Erzählung keine Stelle, die uns direkt an Hodler erinnerte (vielleicht auch hält uns das Werk überhaupt zu mächtig in seinem Bann, als daß man zu Abschwei-

*) Die Frauen von Tannö. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. **) Das Hochmutsnärrchen. Frauenfeld, Huber & Co., 1911.

*) Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1911.

Grado. Inneres des Domes S. Eufemia; l. berühmte romanische Kanzel mit Baldachin byzantinisch-venezianischen Stils.

fung und Vergleichung Gelegenheit fände), und nur nachträglich stellt sich die Parallele ein und zugleich die freudige Erkenntnis, daß wir es hier mit zwei Gipfeln zu tun haben, beide gleich kräftig und gedrängt im Aufbau, beide gleich überragend, beide einander wert. An den völlig individuell gestalteten Einzelschicksalen von vier Walliserfennen, die den Feldzug mitmachen, erleben wir das Ereignis von Marignano, nicht allein die Schlacht, deren Schilderung übrigens ein Meisterwerk ist, sondern das ganze Ereignis in seiner furchtbaren Tragweite, in Veranlassung und Folgen. Und so sicher hält der Dichter seinen Stoff in der Hand und so gewiß war er seiner Wirkung, daß er sich um Kostümtreue nicht allzusehr zu bekümmern brauchte, daß er es wagen durfte, seine Walliser so reden zu lassen, wie sie es heute tun, und ihnen sogar Lieder in den Mund zu legen, die deutlich den Stempel späterer Jahrhunderte an sich tragen — die einheitliche Stimmung des Ganzen hält uns doch unwiderstehlich fest in jener Zeit, die er so eindrucksmächtig vor uns heraufführt. „Marignano" ist des markigen, streng sachlichen Schriftstellers Jegerlehner bedeutendstes Werk. Noch keine seiner Erzählungen war so unerbittlich in der künstlerischen Konsequenz, so einheitlich im Ton, so streng im Aufbau. Nur den Anfang des zweiten Kapitels, wo er plötzlich aus der direkten Darstellung in die indirekte Form der ausholenden Erzählung verfällt, könnte man als Stilunreinheit empfinden.

Noch ein anderer Schweizerschriftsteller, dessen Namen wir schon lange kennen, beschenkt uns heuer mit seinem reifsten Werke, Franz Odermatt. Freilich an „Marignano" darf man seine „Volkskraft"*), die auch tief im Schweizerischen wurzelt, nicht messen. Aber es ist doch ein wackeres Buch von erfreulich gesunder Tendenz, und wenn es auch nicht schwer fiele, allerlei Inkonsequenzen des Stils und der Darstellung darin nachzuweisen und einige Unwahrscheinlichkeiten in der Erfindung, ein gutes Volksbuch dürfen wir es dennoch nennen und eines, in dem nicht nur von Volkskraft die Rede ist, sondern in dem wirklich ein Gutteil alten echten Schweizergeistes lebt. Es ist kein Zufall, daß das Buch aus der Urschweiz zu uns kommt.

Auch die anmutige Bündnergeschichte von Marie Steinbuch, „Die Enkelin der Frau Ursula"**), bedeutet den Höhepunkt im bisherigen Schaffen der Schriftstellerin. Eine so köstliche und völlig eigene Gestalt wie der alte Junker Vinzenz hat sie vorher wohl nicht geschaffen, und noch keine ihrer Erzählungen war so schlicht und klar in der Struktur und so innerlich reif und reich empfunden wie diese. Sie ist viel mehr als bloß eine Geschichte für junge Mädchen (wenn sie auch der „reifen Jugend" nicht genug empfohlen werden kann), ein Lebensbild und eine Weltanschauung liegen darin, die auch wirklich reifen Menschen zum Verweilen und Nachdenken Anlaß geben können.

Von unsern jungen Originalgenies melden sich in diesem Jahr erstaunlich wenige zum Wort, was übrigens einen guten Eindruck macht und zu schönen Hoffnungen berechtigt. Nur von Jakob Schaffner liegt ein Roman vor, der uns aber vom Verlag nicht zugesandt wurde, und dann hat Hermann Kurz wieder ein Buch geschrieben, „Die Guten von Gutenburg"*). Mehr denn je erscheint Kurz in diesem Roman als der in den Naturalismus verliebte Romantiker. Diese seltsame Synthese in seinem Wesen zeigt sich allerorten: in der Sprache, die zwischen Sätzen von gesucht nüchterner, realistisch roher Ausdrucksweise üppiges Metaphernwerk aufgehen läßt, im Stil, der neben rücksichtsloser Gegenständlichkeit plötzliche Abschweifungen ins Grotesk-Phantastische liebt, in der Weltanschauung, die grimmigste Menschenverachtung mit schier naivem Menschenvertrauen verbindet — geht doch diese grausam roh einsetzende Geschichte in den seltsamen Glauben aus, daß ein ehrlich denkender Idealist die ganze Philisterei eines engen Städtchens veredeln könne, auf deren ruchloses Getriebe sonst einzig die Hebel der Geldgier und der dumpfen Sinnlichkeit etwas vermochten. Alles in allem, ein krauses Buch, interessant und von reicher poetischer Kraft, aber im Tiefsten unerquicklich, weil trotz allem grotesken Naturalismus und Wahrheitsfanatismus im Grund weder eigentlich natürlich noch wahr.

Landschaftsbild von der Insel Torcello, mit einem der die Insel durchziehenden Lagunenkanäle, im Hintergrund rechts die beiden alten Kirchen, die einzigen Ueberreste aus der frühern Blütezeit.

In verschwindend kleiner Zahl erscheinen diesmal neben der stattlichen Romanreihe die Novellenbücher, haben wir doch außer Federers „Lachweilergeschichten" bloß zwei zu nennen, Alfred Huggenbergers „Ebenhöch"**) und Lisa Wengers „Irrende"***); aber die bloßen Namen zeigen, daß die Qualität uns für die Quantität reichlich entschädigt. Sehr wählerisch und geschickt hat Frau Lisa ihren Novellenband zusammengestellt. Es hat sich dabei ein Buch von größter Reichhaltigkeit, aber auch von vollem künstlerischem Zusammenklang ergeben und von einer menschlichen und poetischen Reife, die diese neueste Publikation der erfolgreichen Schriftstellerin auch zu ihrer bedeutendsten macht; denn in weit höherm Maße, als es bei den Romanen der Fall gewesen, war hier bei diesen kleinern Erzählungen die Künstlerin abwägend und klärend am Werk. Aeußerlich, nach Stoff und Milieu, sind die Novellen (unsere Leser werden einige bekannte darunter treffen) sehr verschieden, aber ihre innere Verwandtschaft ist unschwer zu erkennen; denn all jene köstlichen Eigenschaften, die wir an Frau Lisa, der Dichterin mit dem mütterlich umfassenden Herzen und der entschiedenen Gebärde, mit dem offenen Auge und dem frischen, zu Ironie neigenden Sinn kennen gelernt, ihre plastische Gestaltungskraft und lebendige Erfindung, ihr natürliches Empfinden und die glückliche Hand in der Wahl seltener, immer psychologisch interessierender Stoffe, spiegeln sich gleichermaßen in all diesen Erzählungen, die überdies auch ein äußeres Gemeinsames haben, da sie sich — wie der Titel andeutet — mit Menschen beschäftigen, die nicht auf der großen allgemeinen Straße wandeln und nicht ins gewöhnliche Normalmodel hineinpassen. Neben Lisa Wengers lebendiger, gegenständlicher, oft dramatisch gesteigerter Erzählerkunst erscheint Alfred Huggenbergers Buch recht als das Werk eines Lyrikers, obschon auch er lebensvoll zu gestalten weiß. Alles

*) Frauenfeld, Huber & Co., 1911. **) Frauenfeld, Huber & Co., 1911.

*) München, Süddeutsche Monatshefte, 1911.

**) Das Ebenhöch. Geschichten von Bauern und ihrem Anhang. Frauenfeld, Huber & Co., 1912.

***) Irrende. Novellen. Frauenfeld, Huber & Co., 1912.

Torcello. Der Dom mit dem freistehenden Campanile, links Sta. Fosca.

geht leiser zu in diesen schlichten Bauerngeschichten, gedämpfter, subjektiver, und nur dort, wo der Humor zu seinem Recht kommt, wie etwa in „Peter Wenks Heimsuchung", der köstlichen, meisterlich gebauten Erzählung, vernehmen wir etwas lautere und härtere Töne. Während die Dichterin uns ihre Gestalten klar und leibhaftig mit objektivster Deutlichkeit vorstellt, so ist es, als ob wir bei Huggenberger die Welt immer irgendwie durch seine eigenen Augen anschauen müßten; alles ist wie durchtränkt von seiner eigenen Persönlichkeit. Und während bei Frau Lisa das Menschliche so wichtig hervortritt, daß es alles andere überragt und etwa die Landschaft zum bloßen Hintergrund wird, so ist es bei Huggenberger die Natur und immer wieder die Natur, die über allem steht, alles umhüllt, mit der das Menschliche zusammenklingt, in der es sich auflöst wie die Gestalten Rembrandtscher Kunst im weichen Dämmer ihrer Umgebung. So zeigen sich uns die Autoren dieser beiden schönen Novellensammlungen recht als die Vertreter zweier geschiedener Stilarten, der objektiv gestaltenden und der subjektiv beseelenden, der dramatischen und der lyrischen Kunst. Schon einmal haben wir von einer Novellensammlung des Dichters hinterm Pflug berichten können; ausgereifter, vollendeter tritt dieser zweite neben den ersten Band. Mehr und mehr findet Huggenberger auch in der Prosa die ungekünstelte Reinheit des Stiles, die seine Gedichte zu solcher Höhe erhebt.

Daß diese beiden Dichter, Lisa Wenger und Alfred Huggenberger, in dem neuesten Bändchen der entzückenden, vom Verein für Verbreitung guter Schriften in Zürich veranlaßten Jugendschrift „Frühlicht", die diesmal den Untertitel „Aus Dorf und Hof" trägt, so reichlich vertreten sind, zeugt nicht nur für die Popularität der beiden, sondern auch für den feinen und klugen Geschmack, den der Herausgeber dieses billigsten und gehaltvollsten Kinderbuches, Heinrich Moser, immer wieder beweist. Dieses fünfte Bändchen erscheint in besonders schöner Ausstattung mit vorzüglich reproduziertem, illustrativ und dekorativ gleich gutem, farbigem Buchschmuck von Theodor Barth und enthält neben verschiedenen Beiträgen der beiden genannten Autoren auch solche von Meinrad Lienert, Carl Spitteler, Hermann Hesse, Simon Gfeller, Herbert Eulenberg, Iwan Turgenjeff und andern.

* * *

Da sich Raschers Jahrbuch auch diesmal als „getreuer Spiegel helvetischen Geisteslebens" gibt, darf „Die Schweiz" es nicht unbesprochen lassen. Es ist hübsch zu beobachten, wie diese eigenartige Publikation jedes Jahr ein etwas anderes Gesicht zeigt. Zuerst erschien sie mit einem philosophisch-spekulativen Zug, dann mehr literarisch orientiert und heuer eher praktisch und aktuell, aber immer mit einer wegleitenden Geste in die Zukunft und niemals einseitig; denn auch diesmal werden Fragen philosophisch-ästhetischer Art aufgeworfen, und auch diesmal ist die schöne Literatur in glücklichster Weise vertreten. Daß der Herausgeber Konrad Falke in seinen drei Essays „Phantasien", „Das Gesetz des Ausdrucks", „Vom dramatischen Ideal" nicht bloß als Aesthetiker, sondern als Dichter mit feinster ästhetischer Ueberlegung zu uns spricht, macht diesen in manchem überraschend neuen Beitrag für jeden, der sich irgendwie um Fragen der Kunst und künstlerischen Gesetze kümmert, zu einem eminent wichtigen und anregungsreichen. Auf Theorien, die der Praktiker gibt, auf die Aesthetik, die der schöpferische, einsichtsvolle Künstler lehrt, sollte man zu lauschen niemals unterlassen. Von den literarischen Beiträgen möchten wir in erster Linie J. V. Widmanns feingerundete Novelle „Der Gorilla" nennen, die, anschließend an Fremiets weltberühmtes Werk, eine wunderliche Geschichte aus der Parisergesellschaft erzählt, in klassisch ruhigem Stil, den man heute wie etwas Entschwundenes mit seltsamer Bewegung kostet. Geist haben wir ja auch heute genug, selbst bei den Jüngsten, und Originalität und Talent und was man will — aber die ruhige Abgeklärtheit, die geschlossene Sicherheit tüchtiger Künstlerschaft? Gerade der Vergleich von Widmanns Prosa mit dem Essay über J. V. Widmann, von Eduard Korrodi, den wir im Jahrbuch lesen, legt uns solche Erwägungen nahe. Was weiß der junge Literarhistoriker da für treffende, feinsinnige, noch nie gesagte Dinge über den Meister zu sagen, aber in welch koketter, zappliger Sprache geschieht das! Eine äußerst merkwürdige Geschichte mit faszinierender, einkreisender Wirkung, aus märchenhaften und psychopathischen Elementen ist Jakob Schaffners Erzählung „Der Fuchs" und märchenhaft symbolisch Hector Preconis „Mann mit den sieben Seelen", eindrucksvoll die düstere Erzählung „Andreas Wyler" von Emil Hügli, die eine Straffheit des Aufbaus zeigt, deren man sich bei diesem Autor besonders freuen darf. Sehr interessant ist Grete Auers' in historischer, etwas romantisch gefärbter Einkleidung gegebene Beschreibung des hundertorigen Theben und frisch und originell Lisa Wengers boshafte Fabel „Das kluge Huhn" und R. W. Hubers „Fermate". Mit Gedichten sind u. a. Fridolin Hofer, J. C. Heer (mit einem größern Zyklus), Johanna Siebel, Huggenberger, Robert Faesi, Charlot Straßer vertreten, und Konrad Falke bietet

Torcello. Die Kirche Sta. Fosca, links Dom mit Campanile.

ein paar Gesänge aus seiner klaren und klangvollen Danteübersetzung. Was aber dem diesjährigen Jahrbuch sein besonderes Gepräge verleiht, sind die Artikel, die mehr praktischen und aktuellen Fragen gelten. Eine sehr klarsichtige Orientierung über die Bedeutung und eventuelle Rentabilität einer schweizerischen Adriabahn gibt Traugott Geering, und über die — nicht allein Finanzleute interessierende — Frage der Kapitalanlage im Ausland spricht ein Berufener, der Zürcher Bankdirektor Hermann Kurz. Sehr aufschlußreich ist Walther Köhlers eingehende Arbeit über die Trennung von Kirche und Staat, und C. G. Jung bringt in seinem Artikel „Neue Bahnen der Psychologie" ein Thema zur Sprache, das heute in den Kreisen der Gebildeten aufs lebhafteste diskutiert wird. Es handelt sich um die Freudsche Psychoanalyse, jene Sexualtheorie der Neurose, die einem mephistophelischen Worte gemäß alles „Weh und Ach, so tausendfach, aus einem Punkte zu kurieren" vermeint und die soviel Geist, soviel wahre Erkenntnis und soviel Sophisterei zutage fördert. Die Arbeit von C. G. Jung ist lebendig und klar; aber es ist gut, wenn man der Ueberredungskraft des Autors seine eigene wache Kritik entgegenstellt. Reproduktionen von vier im Rascherschen Verlag erschienenen Künstlersteindrucken, zu denen Hans Trog knappe, klar orientierende Worte schreibt, bilden den künstlerischen Schmuck des vornehm ausgestatteten Jahrbuches, das heuer zum ersten Mal den Untertitel trägt: „Ein Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst".

M. W.

Zu den kunstgewerblichen Arbeiten von Bertha Odermatt.

Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ph. u. E. Link, Zürich.

Dies ist die große Errungenschaft unseres modernen Kunstgewerbes: man hat sich wieder darauf besonnen, daß Form und Schmuck nicht bloße akzidentielle Zugaben zu einer Sache, sondern Ausdruck ihres Wesens, ihrer Zweckbestimmung sein sollen und daß auch das Material seinen Charakter hat, eine bestimmte, umgrenzte Ausdrucksfähigkeit, mit der man rechnen muß. So kamen in Anlehnung an gute alte Kunst in unser Kunstgewerbe wieder klare, zweckdienliche, „konstruktive" Formen hinein und ein Schmuck, der nicht nur dem horror vacui, einer sinnlosen Zierlust sein Dasein verdankt, sondern dem Bedürfnis nach Belebung und Verdeutlichung der Form. Freilich darf nicht behauptet werden, daß diese schöne Erkenntnis der eigentlichen Aufgabe dekorativer Kunst auch allenthalben bereits zu einer befriedigenden Lösung geführt habe. Zumal im Ornament ist man noch recht zaghaft; aus allzugroßer Furcht vor der schrankenlosen Willkür der sezessionistischen Linie hat man sich allzutief in den strengen geometrischen Formen verankert, die einen zwar vor Geschmacklosigkeit beschützen, nicht aber vor Leblosigkeit und ärmlicher Langeweile. Dies jedoch ist das Wichtige: man ist stilrein geworden und sinnvoll, und das empfindet man nach der dekorativen Zerfahrenheit und Verwirrung der letzten Jahrzehnte als rechte Wohltat.

a) Tasche aus blauer Seide mit altem Silberschloß und hell- und dunkelgrauer Stickerei; b) Kinderhäubchen aus stahlblauer Seide mit Stickerei in Schwarz, Weiß und Gelb.

Davon, wie die Erkenntnis von der Grundaufgabe aller dekorativen Kunst reorganisierend auch auf die „weibliche Handarbeit", zumal die Kunststickerei, eingewirkt, sollen unsere Abbildungen einiges verraten. Sie geben Arbeiten aus dem kunstgewerblichen Atelier der Zürcherin Bertha Odermatt wieder. Was uns an diesen Stickereien in erster Linie auffällt, ist der kräftige Wille zu sinnvoller, sowohl zweckentsprechender wie materialgemäßer Gestaltung. In jedem einzelnen Fall läßt sich die Art und Ausführung des Musters klar und logisch aus der Art und Bestimmung des Gegenstandes herleiten. Man sehe sich die einzelnen Arbeiten einmal darauf an, vorerst auf die Beziehung des Musters zur Bestimmung des Objektes. Da sind die beiden Kissen: bei einem Kissen kommt in Betracht, daß es gelegt wird, daß es zum Ausruhen aufmuntern und zugleich dem Möbel, worauf es liegt, zum Schmuck dienen soll. Diese dreifache Aufgabe hat die Künstlerin durch die beiden konzentrisch organisierten Muster sehr glücklich gelöst, da sie einerseits die behagliche Quadratform des Kissens aufs schönste verdeutlichen und für jeden Standpunkt klarmachen, anderseits die Fläche angenehm beleben und zugleich durch den festen Zusammenschluß der Linien nach dem Zentrum hin satt und beruhigend wirken. Aehnliches läßt sich an den verschiedenen Réticules konstatieren. Taschen sind da, um etwas aufzunehmen und zu tragen, sie hängen und werden durch eine zusammenziehende Schnur in Falten gelegt. Wie fein weiß die Künstlerin jeweilen diese Eigenschaften des Objektes im Muster auszudrücken, das Hängen in der Vertikalführung der Linien, das Ziehen in der Verlegung des Schwergewichts im Muster nach unten; wie versteht sie es auch hier, bei diesen kleinen Sachen, den Raum klarsichtig zu organisieren und so,

Kissen aus braunem Leinen mit Kurbelstickerei in Schwarz, Blau, Grün und Crème.

Kissen aus grüner Leinwand mit Kurbelstickerei in Braun und Gelb.